Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 70 (1990)
Heft: 7-8

Artikel: Keine Chancen für die Kleinen? : Hundertfünfzig Jahre Luxemburg
Autor: Conzemius, Victor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-164785

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Victor Conzemius

Keine Chancen für die Kleinen?

Hundertfünfzig Jahre Luxemburg

1989 beging Luxemburg die 150-Jahr-Feier seiner nationalen Existenz. Es ist dies eine relativ kurze Zeitspanne im Vergleich zu anderen Ländern, die als Nation, wenn auch mit Diskontinuitäten, auf eine längere Geschichte zurückblicken können. Doch steht Luxemburg nicht schlecht da gegenüber dem nördlichen Nachbarland Belgien, das seine staatliche Existenz erst 1830 verwirklichen konnte, in den zwei letzten Jahrzehnten aber von einer Sprachenkrise geschüttelt wurde, die nahezu zum Auseinanderbrechen des Staates führte. Es steht auch besser da als Lothringen, das zwischen Frankreich und Deutschland hin- und hergerissen wurde und erst vor wenigen Jahren eine noch ungewisse regionale Selbständigkeit gewährt bekam. Luxemburg hat Ähnliches erlebt, lang- und kurzfristige Besetzungen, war durch Jahrhunderte Spielball und Zankapfel der Grossmächte und verdankt seine nationale Existenz der Rivalität zerstrittener Grossmächte. Eine Annexion hätte eine politische Krise europäischen Ausmasses heraufbeschworen; andererseits hatten die Luxemburger inzwischen ein nationales Selbstbewusstsein entwickelt, das einer Vereinnahmung entgegenstand.

Für nationale Mythen und ihre Projektionen in graue Vorzeit ist hier nicht viel Platz. Um so spannender ist es zu verfolgen, wie das Land mit seinen 2586 km^2 und heute 377 000 Einwohnern eine echte Eigenstaatlichkeit aufbauen konnte, die es auch in der Integration in die Europäische Gemeinschaft bewahren möchte.

Aschenputtel im Mittelreich

Das heutige Luxemburg war römisches Kulturland [1], in dem Funktionäre der im 4. Jahrhundert zur Kaiserresidenz aufgestiegenen «civitas Treverorum», des heutigen Trier, ihre Villen und Gutshöfe besassen. Als die römische Verwaltungsorganisation nach der Landnahme durch die Franken zerfiel, erlitten die isolierten Römersiedlungen das gleiche Schicksal. Erst die Gründung der Abtei Echternach im Jahre 698 durch den Friesenapostel Willibrord [2], den Lehrer von Bonifatius, legte das Fundament zu

einem kulturellen Neubeginn. Er wurde von weiteren Benediktinerklöstern der Umgegend mitgetragen. Aus der Teilung des Karolingerreiches durch den Vertrag von Verdun (843) ging das Königreich Lotharingien hervor, das Mittelreich, das sich von der Küste Frieslands bis zu den Bergketten des Juras ausdehnte. Luxemburg teilte fortan die Geschicke des Mittelreiches. Politisch zerfiel dieses in eine Vielfalt von Herzogtümern, Grafschaften, Fürstbistümern, erlebte jedoch eine wirtschaftliche und kulturelle Hochblüte. Sonore Namen sind darunter: Holland, Geldern, Flandern, Brabant, Limburg, Namur und Bar; das am wenigsten ansehnliche Luxemburg wird als einziges eigenstaatliches Wesen die Jahrhunderte überleben. Der Name des Landes geht zurück auf einen Landtausch im 10. Jahrhundert (963) des Grafen Siegfried mit dem Abte von St. Maximin bei Trier: Der Graf erhielt eine kleine Burg auf dem Felsen, «Lucilinburhuc», und gab damit seiner Residenz und dem Lande den Namen. Seine Erben, die Grafen von Luxemburg-Limburg, betrieben eine Schaukelpolitik zwischen Deutschland und Frankreich. 1308 stieg einer ihrer Nachkommen, Heinrich VII., zum deutschen König und römischen Kaiser auf. Die Kaiser aus dem Hause Luxemburg und Könige von Böhmen verloren bald die Beziehung zum Territorium ihrer Herkunft. Zwar erhob Kaiser Karl IV. die Grafschaft Luxemburg 1354 zum Herzogtum, doch der kulturschöpferische Eros dieses am französischen Hofe erzogenen, hochgebildeten Fürsten kam nur in Böhmen zur prunkvollen Entfaltung. Luxemburg wurde in der Folge verpfändet.

Eine neue Epoche brach im Jahre 1443 an, als Philipp der Gute von Burgund Luxemburg besetzte, um sich einen Durchgang von Burgund aus zu seinen flandrischen Besitzungen zu schaffen. Die Territorien nördlich von Lothringen fielen durch Erbgang — Heirat von Maria von Burgund mit Maximilian von Österreich — 1477 dem Hause Habsburg anheim. Sie bilden von nun an eine territoriale Einheit, die Niederlande. Statthalter und Gouverneure vertraten den König und Kaiser, das heisst die spanischen und österreichischen Habsburger. Doch innerhalb der Provinzen konnte sich eine gewisse Eigenständigkeit entfalten. Sie wurde durch den Provinzialrat verkörpert. Luxemburg, die südlichste und ausgedehnteste Provinz, war zugleich die ärmste; von den anderen Provinzen war es durch das reiche Fürstbistum Lüttich, aber auch durch das waldreiche, schwer zugängliche Massiv der Ardennen getrennt.

Mehrmals erstreckte sich die Begehrlichkeit Frankreichs auf Luxemburg, zeitweilig wurde das Land von den Truppen Ludwigs XIV. besetzt. Doch erst den französischen Revolutionsheeren, die 1795 einrückten, gelang es, die Ambitionen des früheren Monarchen zu verwirklichen. Luxemburg wurde Frankreich als «Departement der Wälder» eingegliedert und erhielt einige Jahre später mit dem Code Napoléon die Grundlage sei-

ner Rechtsprechung, die es bis heute mit einigen Abänderungen behalten hat.

Unter Hollands Königen

Die Integration in das französische Kaiserreich schien besiegelt. Doch der Wiener Kongress nahm eine Neuverteilung vor. Die Makler europäischer Neuordnung erhoben Luxemburg zum Grossherzogtum und teilten es als persönlichen Besitz Wilhelm von Oranien, dem neuen König der Niederlande zu. Warum? Weil der König als Nachfolger des letzten holländischen Statthalters für verschiedene linksrheinische Gebiete, Nassau, Dillenburg, Hadamar und Siegen-Dietz entschädigt werden sollte, die im Zuge territorialer Neugestaltung an den König von Preussen gefallen waren. Der König-Grossherzog integrierte ohne viele Umstände das Grossherzogtum seinem Königreich und behandelte es als holländische Provinz. Zugleich wurde Luxemburg dem Deutschen Bunde eingegliedert und erhielt eine deutsche Besatzung.

Auch diesmal waren die Luxemburger nicht gefragt worden[3]. Hätte man sie gefragt, so hätten sie sich wahrscheinlich für die Habsburger entschieden, die dem Lande unter Maria Theresia eine gewisse Prosperität geschenkt hatten. Doch die Arithmetik dynastischer Kompensationen legte nunmehr eine Zugehörigkeit zu einem Lande fest, zu dem keine gefühlsmässigen, ja nicht einmal wirtschaftliche Beziehungen bestanden hatten.

Die holländische Verwaltung ging ungeschickt vor. Sie drückte das Land mit einer Steuerpolitik, die wohl dem reicheren niederländischen Norden, aber nicht dem unterentwickelten Süden angepasst war. In der belgischen Revolution von 1830 schlug Luxemburg sich deshalb zu den Belgiern. Allerdings nur die Landschaft, nicht die Festungsstadt Luxemburg, das sogenannte Gibraltar des Nordens, in der eine Garnison des Deutschen Bundes die Interessen des Königs von Holland wahrte. Der Belagerungszustand dauerte acht Jahre. Er verschlang keine Menschenopfer, produzierte aber an Sonntagen jeweils einige Trinkerleichen, weil die holländischen Stadtluxemburger sich aus der Festung auf die flache belgische Landschaft begaben, wo der Branntwein billiger war und sie abends mit gefülltem «belgischen» Bauch zurückkehrten.

1838 stimmte der König von Holland, der bisher einer Verständigung mit Belgien ausgewichen war, einer vertraglichen Regelung zu. Im Londoner Vertrag von 1839 wurde Luxemburg noch einmal amputiert; der grössere Teil des Grossherzogtums wurde zu Belgien geschlagen und bildete fortan die belgische Provinz Luxemburg; der kleinere Teil, etwa ein Viertel des Territoriums mit einem Drittel der Bevölkerung, sollte als Grossher-

zogtum weiterbestehen und in Personalunion mit dem König von Holland verbunden bleiben.

Wieder einmal waren die Luxemburger von den Grossmächten schmählich übergangen und auch von Belgien, an das sich die Hoffnung des Landes geknüpft hatte, preisgegeben worden. Das war ein Schock; er zwang zur Besinnung auf die nationale Identität. Einiges erleichterte diese Umstellung. Das Rumpf-Luxemburg, das mit 175 000 Einwohnern übriggeblieben war, sprach eine deutsche Mundart; Verwaltungssprache war aus historischen Gründen das Französische. Dem Lande wurde eine grössere Selbständigkeit in der Selbstverwaltung zugestanden. Der wirtschaftliche Aufschwung wirkte sich allerdings erst nach 1870 infolge der Entdeckung reicher Eisenerzstränge im Süden des Landes voll aus. Er bestärkte die von Holland territorial abgeschnittenen Luxemburger in ihrem Selbstbewusstsein.

Noch waren nicht alle Gefahren gebannt. Frankreich war gewillt, Luxemburg käuflich zu erwerben, und der König von Holland begierig, auf ein unwiderstehliches Angebot von anderthalb Millionen Goldfranken einzugehen. Die Luxemburger sahen es anders und beschwerten sich, mitten im 19. Jahrhundert von ihrem Fürsten wie ein Sack Kartoffeln verkauft zu werden. Zum Glück rasselte Bismarck mit dem Säbel und verhinderte das Geschäft. Preussen zog 1867 seine Garnison aus Luxemburg zurück; die Festung Luxemburg wurde geschleift, das Land im zweiten Londoner Vertrag für neutral erklärt und der kollektiven Garantie der Grossmächte unterstellt.

Zu diesem Zeitpunkt gingen die politischen Sympathien Luxemburgs nicht nach Frankreich und noch weniger nach Deutschland. Das erfuhr auch der spätere preussische Historiker Heinrich von Treitschke, der um diese Zeit den Westen bereiste und an seine liebe Braut Emma schrieb: *«Prächtige Menschen, diese deutschen Lothringer; unbegreiflich, dass die nichtswürdige Bande, die sich ‹nation luxembourgoise› nennt, mit diesem kernhaften Stamme blutsverwandt ist. Luxemburg ist die seltsamste Stadt, die ich je sah; die Lage etwa mit Bern zu vergleichen, aber viel wunderlicher und auch viel schöner, wenn man von der Alpenaussicht absieht. Mir wurde freilich die Freude vergällt durch den Anblick der Festungswerke, von denen noch kein Stein geschleift ist! Es war ein lehrreicher, aber trauriger Tag: ich habe absichtlich so viel Zeitungen gelesen als möglich und mich entsetzt über die Rohheit der Sprache, dieses widrige Gemisch von materialistischer und ultramontaner Plumpheit und — über die Französelei. Es war mir eine Wohlthat, als ich von diesen Menschen, die kein Deutsch zu verstehen behaupteten, wieder auf den Bahnhof unter unsere braven preussischen Schaffner kam*[4].»

Eigene Dynastie und nationale Besinnung

Das nichtswürdige Luxemburger Bastardvolk entzog sich noch weiter den Gesetzen deutsch-preussischer Blut- und Bodendoktrin. 1890 vollzog sich die Ablösung des Hauses Oranien-Nassau durch eine oranische Nebenlinie, vertreten durch den 1866 von Preussen abgesetzten Herzog von Nassau, da eine interne Familienabmachung die weibliche Nachfolge in Luxemburg verbot. Mit dem Hause Nassau-Weilburg erhielt Luxemburg zum ersten Mal seit vielen Jahrhunderten wieder eine eigenständige Dynastie. Sie wurde recht bald, und zwar dank der Frauen, im Lande heimisch und überstand als Symbol nationaler Unabhängigkeit alle weiteren Konflikte. Die Thronfolge wurde 1907 durch eine Verfassungsänderung geregelt, so dass auch die Frauen thronfolgeberechtigt wurden. Luxemburg war eines jener europäischen Länder, das den Frauen bereits 1919 aktives und passives Wahlrecht zugestand.

Eine neue Bewährungsprobe brachte der Erste Weltkrieg. Deutsche Truppen besetzten das Land, liessen jedoch die Selbstverwaltung unangetastet. Sympathien gewannen die Deutschen keine; es schlug ihnen aber auch keine Welle der Ablehnung entgegen wie dreissig Jahre später. Doch war das Nationalgefühl noch nicht ganz gefestigt. Eine Anzahl in Frankreich niedergelassener Luxemburger meldete sich 1914 freiwillig zur französischen Armee. 1918 gab es Kreise, die mit einem Anschluss an Frankreich, andere, die mit einer Eingliederung an Belgien liebäugelten. Wieder andere plädierten für die Abschaffung der Monarchie. Zwar rettete ein Referendum die Monarchie; aber die Grossherzogin Marie Adelheid (1894—1924) musste abdanken, weil sie Lazarette von deutschen Kriegsgefangenen besucht und Wilhelm II. auf Anraten der Regierung einen Empfang gegeben hatte. In Wirklichkeit wollten einige sie loswerden, weil sie glaubten, die junge, schöne und fromme Frau habe zu sehr unter dem Einfluss des Bischofs von Luxemburg gestanden. Unter diesem Vorzeichen warfen Linkskreise ihr die vorzeitige Auflösung des Parlamentes vor.

Ihre Schwester Charlotte (1896—1985), die den Prinzen Felix von Bourbon-Parma heiratete, folgte ihr nach. In diesen Jahren der Zwischenkriegszeit setzte die stärkste Rückbesinnung auf luxemburgische Identität und nationale Traditionen ein. Luxemburg war seit jeher ein armes Land gewesen; grossartige Trachten, wenn man die Uniformen der jeweiligen Besatzungsarmeen ausnimmt, gab es hier nicht. Es war ein Land von Bauern gewesen und seit der Industrialisierung auch von Arbeitern; daneben gab es Gewerbetreibende und eine dünne Schicht von Notabeln. Das neu erwachte Kollektivgedächtnis knüpfte an weit auseinanderliegende punktuelle Ereignisse der Vergangenheit an und verwob sie zu einem bunten, etwas grobmaschigen Teppich nationalen Selbstbewusstseins: die luxem-

burgischen Kaiser, die ihr Ursprungsland recht stiefväterlich behandelt hatten, die Kulturleistungen der Klöster, deren Handschriftenschätze, in alle Windesrichtungen zerstreut, die Schatzkammern der Pariser Nationalbibliothek, des Eskorials, Uppsalas und der deutschen Museen schmückten. In diesen Jahrzehnten besann man sich auf den Hl. Willibrord, den Erzbischof von Utrecht und Apostel der Niederlande, der in seiner Gründung Echternach seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Die Rückbesinnung erfasste aber auch die luxemburgischen Bräuche, die im 19. Jahrhundert aufgeblühte luxemburgische Mundartdichtung, die Stadtrechte und Freiheiten, welche die Gräfin Ermesinde von Luxemburg im 13. Jahrhundert freizügig auch an kleine Landstädte ausgeteilt hatte. Schlachtenfeiern wurden keine begangen, weil die luxemburgischen Geschichtsbücher keine vermerkten, die es zu feiern gab. Im luxemburgischen Pantheon fanden zwei Blinde Aufnahme, der ritterliche König von Böhmen und Graf von Luxemburg Johann der Blinde und ein volkstümlicher Bänkelsänger des beginnenden 19. Jahrhunderts, genannt de «blannen Theis». Aufstände gegen die Fremdherrschaft hatte es nur einen gegeben, den sogenannten Klöppelkrich im Jahre 1798, in dem erboste Bauern sich mit Sensen und Flegeln gegen die Franzosen zur Wehr setzten. Die Klöppelkrieger erhielten ihr Denkmal: beim Verhör durch französische Soldaten, sollen die Luxemburger, deren bäurische Redlichkeit die Franzosen erschreckte — geantwortet haben: *«Wir können nicht lügen.»*[5]

1939 war der Höhepunkt dieser nationalen Besinnung. Kirche und Staat begingen glanzvoll das 12. Zentenar des Todes des Hl. Willibrord mit belgischer, holländischer und französischer Beteiligung. Im gleichen Jahr feierte das Land das 100. Jahr seiner nationalen Existenz, den Londoner Vertrag von 1839. Festumzüge, die die Episoden der staatlich-luxemburgischen Vergangenheit in Erinnerung riefen, aber auch das Arbeitsleben vorhergehender Generationen plastisch darstellten, bestärkten die Luxemburger, sich zu dem gewachsenen Eigenen zu bekennen, auch wenn sie sich nicht auf Dichter und Denker oder auf die hehre Poesie der Alpen berufen konnten, sondern auf rauchende Schlote und Hochöfen.

Mit nationalen Symbolen waren sie bisher sparsam umgegangen. 1939 legten sich viele Haushalte ihre ersten Fahnen zu; Grossherzogins Geburtstag wurde als Nationalfeiertag begangen. Der deutsche Gesandte in Luxemburg, Otto von Radowitz, meldete Ende April 1939 nach Berlin: *«Zu beiden offiziellen Festtagen hatte Luxemburg einen Festschmuck angelegt, der die tiefe Anteilnahme der gesamten Bevölkerung zum Ausdruck brachte. Strassen und öffentliche Gebäude waren in grosszügigster Weise geschmückt, und nahezu alle Privathäuser trugen die Landesfahnen. An den Abenden war die Stadt in ein Lichtermeer getaucht. Die Begeisterung des*

Volkes, das in bisher nie erlebter Menge während der Festtage die Strassen durchzog und an den Festakten teilnahm, war eindrucksvoll.»[6]

1940–1945: Deutsche Besetzung

Es war, als ob die Organisatoren der Nationalfeiertage eine Vorahnung kommender Ereignisse hatten. Luxemburg besass keine Armee, nur ein Freiwilligenkorps, aus dem sich die Polizei und die Gendarmerie rekrutierten. Keine Armee hätte es verteidigen können. Am 10. Mai 1940 besetzten deutsche Truppen das Land und stiessen am gleichen Tag bis zur französischen Grenze vor. Die Grossherzogin und ihre Familie, vom Nuntius in Brüssel vorgewarnt, begaben sich auf abenteuerlichen Wegen durch das besetzte Frankreich ins Exil, zuerst nach Portugal, dann nach England, schliesslich nach Kanada[7]. Die meisten Mitglieder der Regierung flüchteten nach Westen und liessen sich mit den rechtmässigen Regierungen anderer besetzter Länder in London nieder. Bereits im Juli 1940 wurde die deutsche Feldkommandatur in eine Zivilverwaltung überführt. Chef der Zivilverwaltung wurde der Gauleiter von Koblenz-Trier, Gustav Simon. Nun begann eine rücksichtslose Eindeutschungspolitik unter dem Motto *«Heim ins Reich», «Eure Sprache ist deutsch»*. Schilder und Namen in französischer Sprache wurden geändert, der Unterricht des Französischen in den Schulen abgeschafft, das Tragen einer Baskenmütze als Zeichen frankophiler Gesinnung unter Strafe gestellt. Luxemburgische Beamte wurden nach Deutschland abkommandiert, Gymnasiasten in Wehrertüchtigungslager eingewiesen.

Gewiss, es gab auch einige Mitläufer, die aus innerer Überzeugung mitmachten und den Nationalsozialisten Handlangerdienste leisteten. Neben einer Handvoll Intellektueller, die der deutschen Kultur verbunden waren[8], waren es vor allem Opportunisten und Leute, die als «verkrachte Existenzen» eine Karriere erhofften. Auf Beamte, insbesondere Lehrer, übte die Volksdeutsche Bewegung VDB einen besonderen Druck aus. Sie konnte denn auch nach einem Jahr eine recht stattliche Mitgliederzahl aufzeigen (Höchstzahl 91 000). Die Volksdeutsche Bewegung ist nicht zu verwechseln mit der NSDAP, in die nur wenige Luxemburger eintraten (4000). Die Mitgliedschaft in den Verbänden deutscher Jugend HJ und BDM wurde obligatorisch, der deutsche Arbeitsdienst 1942 allgemein verpflichtend eingeführt[9].

Zweimal erlitt die nationalsozialistische Eindeutschungspolitik ein öffentliches Fiasko. 1941 liess der Gauleiter eine Personenbestandesaufnahme durchführen, die er in ein Referendum für Deutschland umfunktionieren wollte. Auf die Frage nach Staatszugehörigkeit, Muttersprache und

Volkszugehörigkeit antworteten 95 Prozent der Luxemburger mit «dreimôl letzeburjesch», dreimal luxemburgisch. Die Volkszählung wurde für ungültig erklärt.

Zur offenen Auflehnung kam es im Herbst 1942, als der obligatorische Wehrdienst eingeführt wurde. Ein grosser Streik legte das öffentliche Leben lahm. Die deutschen Besetzer verhängten das Standrecht, 21 Menschen wurden hingerichtet. Nun versteifte sich der Widerstand erst recht und drang auch in jene Kreise ein, die bisher von den zahlreichen, vielfach nach Parteirichtung aufgesplitterten geheimen Widerstandsgruppen organisiert waren. Mehr als ein Drittel der Zwangsrekrutierten entzog sich dem Militärdienst, desertierte, versteckte sich im Maquis und schloss sich später den Befreiungsarmeen an. Die Deutschen antworteten mit Sippenhaft; die Familien der Flüchtigen wurden nach Deutschland, zumeist nach Schlesien deportiert. Das Abhören feindlicher Rundfunksendungen wurde mit Haft und Einlieferung in Konzentrationslager bestraft, wofür auch kleinere Zeichen der Unbotmässigkeit genügten.

In den letzten Kriegsmonaten, nach dem Einmarsch der Amerikaner, die sich an der luxemburgischen Grenze gegenüber der sogenannten Siegfriedlinie festsetzten, erlitt das Land die schwersten materiellen Verluste. Die Rundstedt-Offensive und der Gegenangriff der Amerikaner zerstörten viele Dörfer im Norden und im Osten[10]. Die Gesamtbilanz war erschrekkend. Von den knapp dreihunderttausend Luxemburgern waren 4000 in Konzentrationslagern interniert worden; von ihnen starben 791. Von den Zwangsrekrutierten fielen 2848 (28 Prozent) im Kriege oder kamen in russischen Gefangenenlagern um. Mehr als 600 Menschen starben unmittelbar an den Einwirkungen des Krieges. 4000 wurden zwangsumgesiedelt und 15 000 zur Zwangsarbeit in Deutschland verpflichtet. Die jüdische Gemeinschaft, soweit sie nicht rechtzeitig nach Frankreich und Amerika ausgewandert war, kam bis auf wenige Ausnahmen in den Vernichtungslagern um.

Ein recht hoher Blutzoll war von dem kleinen Volke erhoben worden: es hatte die Feuerprobe seiner nationalen Existenz bestanden. Anders als nach dem Ersten Weltkrieg regten sich diesmal keine Stimmen, die für den Anschluss an einen stärkeren Nachbarn plädierten. Nie war die Dynastie populärer gewesen als in jenen Jahren, da sie, im englisch-amerikanischen Exil, den Überlebenswillen des Landes verkörperte.

Wiederaufbau und europäische Integration

Nach 1945 begab das Land sich an den Wiederaufbau. Politisch orientierte es sich jetzt stärker an den neuen internationalen Zusammenschlüs-

sen. Luxemburg unterschrieb 1945 die Charta von San Francisco und vier Jahre später den Atlantikpakt. Das zog die Mitgliedschaft in der NATO, der militärischen Organisation der Atlantikstaaten, nach sich. Zum ersten Mal in seiner Geschichte war das Land infolge der internationalen Abmachungen genötigt, den obligatorischen Militärdienst einzuführen. Allerdings wurde er nach 1967 wieder abgeschafft und auf eine Freiwilligentruppe reduziert. Paradoxerweise förderte die europäische Einigung nicht nur die internationale Stabilität des Landes, sie gab dem Kleinstaat zum ersten Mal eine Stimme im Kreis von Nationen, die er vorher nie besessen hatte. Luxemburg wurde 1951 Gründungsmitglied der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl und ratifizierte 1957 die Römer Verträge.

Europäische Institutionen liessen sich in Luxemburg-Stadt nieder: der Gerichtshof, die Rechnungskammer, das Sekretariat des europäischen Parlamentes. Zugleich erlebte das Land in der Nachkriegszeit den stärksten wirtschaftlichen Aufschwung in seiner Geschichte. Er dauerte bis in die siebziger Jahre, die Zeit der grossen Stahlkrise, an. Gleichzeitig vollzog sich im inneren Gefüge des Landes eine tiefgreifende Umstrukturierung: waren 1907 noch 43 Prozent der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft, so sind es heute nur knapp 4 Prozent. Zugleich stieg die Zahl jener, die im Dienstleistungssektor tätig sind, sprunghaft an (1981: 62 Prozent). Die Bevölkerungszahl schnellte in die Höhe, von 291 000 im Jahre 1947 auf 377 000 vierzig Jahre später. Beamte und Angestellte der europäischen Organisationen sowie Arbeitnehmer aus anderen Staaten, insbesondere Portugiesen, stellten das Hauptkontingent der Einwanderer.

Weit zurück lagen die Zeiten des 19. und 20. Jahrhunderts, als die wirtschaftliche Not alljährlich Hunderte von Luxemburgern zur Auswanderung nach Amerika zwang[11]. Heute betreibt Luxemburg eine grosszügige Aufnahmepolitik, einmal, weil es Arbeitskräfte für jene Verrichtungen braucht, vor denen die Luxemburger wie Bürger anderer Wohlstandsländer sich drücken, dann weil ein drastischer Geburtenrückgang Einwanderer geradezu herbeisehnen lässt, wenn das Land überleben will. Die Zahl der Ausländer beträgt heute etwa ein Drittel der Bevölkerung, die Mehrzahl der portugiesischen Familien strebt die Niederlassung an. Die Diskussion, ob diesen Ausländern, die in einzelnen Ortschaften beinahe 50 Prozent der Bevölkerung ausmachen, ein Stimmrecht auf kommunaler Ebene eingeräumt werden soll, ist entbrannt. Der Erzbischof von Luxemburg plädiert in seinem Hirtenschreiben zur Jahrhundertfeier recht subtil für eine schrittweise politische Integration der niederlassungswilligen Ausländer. Dazu kommt eine hohe Anzahl von französischen, belgischen und deutschen Grenzgängern (22 500, 13 Prozent der Beschäftigten), die die wirtschaftliche Attraktivität des Landes unter Beweis stellen.

Ein Wirtschaftswunder?

Kann man deshalb von einem Wirtschaftswunder in Luxemburg reden? Sicher nicht, wenn darunter eine rasante Wachstumsrate der Wirtschaft verstanden wird. Aber langfristig gesehen hat sich in Luxemburg doch so etwas wie ein Wirtschaftswunder ereignet, das in einem Zeitraum von gut hundert Jahren die ärmste der ehemals niederländischen Provinzen zu einem Lande mit einem der höchsten Pro-Kopf-Einkommen der Welt umwandelte. Die Entdeckung von eisenhaltigem Erz im Süden des Landes, Minette genannt, und der Übergang der Eisenwerke von der Roheisen- zur Stahlproduktion bilden den Hauptfaktor des industriellen Aufschwungs. Die Gewinnung des Nebenprodukts Thomasschlacke zur Düngung von Heidelandschaft verbesserte ihrerseits die Strukturen der Landwirtschaft. Innerhalb weniger Jahrzehnte wuchs eine Schwerindustrie heran, die auf dem Sekundärsektor die grösste Anzahl von Arbeitern beschäftigte und zugleich zur Haupteinnahmequelle des Landes wurde. Der luxemburgische Stahlkonzern Arbed rangiert in der vordersten Reihe innerhalb gleichrangiger Unternehmungen; die im Stahlwerk von Differdange hergestellten Stahlträger gehören zu seinen renommiertesten Produkten.

Wirtschaftliche Krisen erlebte diese Industrie in den zwanziger und dreissiger Jahren, die stärkste jedoch Mitte der siebziger Jahre. Die Rohstahlproduktion fiel von 6,4 auf 4, ja auf unter 4 Millionen Tonnen. Diese Entwicklung, die nahezu zehn Jahre die Schwerindustrie erschütterte, zwang zu einer Redimensionierung. Der Personalbestand der Hüttenwerke wurde von 25 000 auf 12 500 reduziert. Weil der Staat sich an diesen Operationen beteiligte, kam der Betrieb dank grosszügiger Pensionierungsprogramme an Entlassungen grösseren Stils vorbei. Seit 1988 ist die Arbed zum ersten Mal wieder aus den roten Zahlen heraus.

Die Krise hatte vor allem deutlich gemacht, dass die industrielle Monokultur des Landes seine wirtschaftliche Existenz einer hohen Gefährdung aussetzte. Bereits in den sechziger Jahren wurden Anstrengungen gemacht, um diese Monokultur aufzulockern. Einige amerikanische Firmen, wie Good Year und Dupont de Nemours, liessen sich nieder; der Textilkonzern Monsanto schloss jedoch bereits nach knapp 15 Jahren seine Niederlassung in Echternach. Eine neue Blüte erlebte die luxemburgische Filiale des saarländisch-luxemburgischen Keramikunternehmens Villeroy und Boch.

Auf der Suche nach neuen Einnahmequellen tauchte der Gedanke auf, den bisher nur schwach entwickelten Bankplatz Luxemburg auszubauen und diesem innerhalb der europäischen Gemeinschaft attraktive Bedingungen einzuräumen. Innerhalb von zwanzig Jahren wurde Luxemburg zu einem ansehnlichen Finanzplatz mit über 200 Kreditinstituten, von denen nahezu 150 offizielles Bankenstatut besitzen. Dieser rasante Aufschwung

schuf neue Arbeitsplätze und stellte auch das staatliche Budget auf neue Grundlagen. Nicht mehr die Schwerindustrie, sondern das Bankenwesen bildet seither eine Haupteinnahmequelle des Staates.

Im Medienbereich sind noch weitere Projekte im Ausbau. Radio Luxemburg, 1929 gegründet, wurde als weitausstrahlender kommerzieller Sender mit vorwiegend französischem Kapital finanziert; Tele-Luxembourg bietet neben einem luxemburgischen Regionalprogramm branchenübliche Sendungen in deutscher und französischer Sprache an. Luxemburg ist heute in audiovisuelles europäisches Zentrum. Als letzte Errungenschaft wird der erste private Fernsehsatellit gerühmt, der im Rahmen eines Astra-Projektes 1988 in Umlauf gesetzt wurde. Auch er wird vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich, kommerziell genützt. Die Zahl der Zuhörer und Zuschauer, die jede Woche die RLT-Sendungen verfolgen, wird auf 50 Millionen geschätzt.

Parteien und gesellschaftliche Kräfte

Die Staatsform Luxemburgs ist die einer konstitutionellen Monarchie; der Grossherzog repräsentiert das Land als Staatsoberhaupt nach aussen. Die legislative Macht liegt bei der Regierung, deren Mitglieder sich nach den im Proporz gewählten Mitgliedern des Abgeordnetenhauses (heute 60) zusammensetzen. Bis ins frühe 20. Jahrhundert wurde das Land von Notabeln vorwiegend liberaler Richtung regiert. Politische Parteien sind jüngeren Datums. 1902/3 entstand als erste die Sozialistische Partei, deren Wählerschaft sich vorwiegend aus den Industriebezirken des Südens rekrutierte. Zwei Jahre später gründeten die Liberalen die «Ligue libérale», eher ein Wahlkomitee als eine eigentliche Partei. Zuletzt (1914) organisierte sich auf der Basis des katholischen Vereinswesens die katholische Volkspartei (Partei der Rechten bis 1945, seither christliche Volkspartei), die zur stärksten politischen Gruppierung im Lande werden sollte. In wechselnden Koalitionen mit Liberalen oder Sozialisten ist sie seit dem Ersten Weltkrieg an praktisch allen Regierungen beteiligt und stellt den Staatsminister (Ministerpräsident). Die Sozialistische Partei wurde 1945 durch eine bereits 1921 gegründete kommunistische Partei stalinistischer Orientierung — Regierungsbeteiligung 1945—47, seither Opposition —, später durch innere Spaltungen geschwächt. In der internationalen Politik haben der Christdemokrat Joseph Bech (1887—1975) und der Liberale Gaston Thorn (geb. 1928) die Integration Luxemburgs in die europäischen Organisationen vorangetrieben und internationales Ansehen erworben.

Als stärkste einzelne gesellschaftlich-ideologische Kraft im konfessionell weitgehend katholisch geschlossenen Lande (95 Prozent Katholiken, 2

Prozent Protestanten) tritt die Kirche in Erscheinung. Sie hat noch vor der eigentlichen Staatsbildung, insbesondere durch die Pflege der Marienwallfahrt in die Hauptstadt Luxemburg, zur Bildung eines Nationalbewusstseins beigetragen, erhielt jedoch eine eigene kirchliche Organisation erst ein Jahr nach der Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1840 (Bistum seit 1870). Die Kirche Luxemburgs war in starke ideologische Kämpfe zunächst mit Verwaltungsbürokraten, dann mit Liberalen und Sozialisten verwickelt, vor allem um die Vormachtstellung in der Schule. Sie nahm dafür mitunter Reaktionen eines virulenten Antiklerikalismus in Kauf, wie er in romanischen Ländern öfter auftrat, konnte jedoch weitgehend nach deutschem Vorbild ein dichtes Vereins- und Verbandsnetz aufbauen, das zu politischer Willensbildung durchdrang. Während der Klerus vor dem Zweiten Weltkrieg keinerlei Rekrutierungsprobleme kannte, bereitet der Schrumpfungsprozess der kirchlichen Kader heute ernste Sorgen. Hingegen war es der Kirche möglich, ihre Stellung im Pressewesen weiter auszubauen. An Auflagenstärke (über 80 000 Exemplare) übertrifft das dem Bischof von Luxemburg gehörende «Luxemburger Wort» nicht nur bei weitem die Presseorgane anderer Richtungen im Lande; das Blatt ist zudem heute die einzige katholische Tageszeitung des deutschen Sprachraumes. Bemerkenswert ist, dass die Kirche, obwohl sie in ihrer liturgischen Sprache und teilweise in ihrer theologischen Orientierung sich an deutsche Vorbilder anlehnte, unter deutscher Besetzung den Widerstand gegen die Eindeutschung massgeblich verkörperte.

Luxemburgs Sprachen

Die Umgangssprache in Luxemburg ist eine mittelhochdeutsche Mundart, die von den Dialektologen dem Moselfränkischen zugerechnet wird. Schriftsprachen sind Deutsch und Französisch[12]. Als Verwaltungssprache hat das Französische, wie wir im Überblick über die geschichtliche Vergangenheit des Landes gesehen haben, eine lange, gewachsene Tradition. Die gesellschaftliche Rolle des Französischen wurde im 19. Jahrhundert verstärkt dank der Niederlassung von Notabeln, die im familiären Umgang vorwiegend Französisch sprachen. Die gesellschaftliche Stellung des Deutschen ging nach der Entlassung deutscher Beamten und des Abzugs der preussischen Garnison (1867) rasch zurück. Es blieb aber die Hochsprache, die von der Mehrheit der Bevölkerung verstanden wurde.

Traumatische Erinnerungen hinterliess die nationalsozialistische Sprachen- und Kulturpolitik. Mehr als ein Luxemburger, der dem KZ entronnen war, schwor, nie mehr die Sprache der Schergen zu sprechen. In dieser

Seelenlage beschloss das erste luxemburgische Abgeordnetenhaus nach der Befreiung, das Deutsche als offizielle Sprache abzuschaffen, schob das Projekt jedoch zum Glück auf die lange Bank. Gleichzeitig wurde der Versuch gemacht, die Mundart in Schule und Zeitung zur geschriebenen Sprache aufzuwerten und Regeln luxemburgischer Rechtschreibung aufzustellen. Es gab seit dem 19. Jahrhundert eine respektable Mundartdichtung; doch in geschriebener Form war das lëtzeburgesch bisher nie populär geworden. Die Transkription der an Diphtongen reichen Mundart macht grosse Schwierigkeiten, zumal das lëtzeburgesche Platt mit leichten Akzentuierungen von Region zu Region, von Dorf zu Dorf wechselt und viele sich in einer gekünstelten mittleren Umgangssprache, nicht zurechtfinden. Das Experiment scheiterte nach wenigen Jahren; es sei zu professoral konzipiert gewesen, meinen heute die Verfechter der Mundart. Doch hatte die von ihnen weitergeführte «Actio'un letzeburjesch» Erfolge aufzuweisen. Im Jahre 1984 gelang es ihr, das Luxemburgische neben dem Französischen und Deutschen vom Parlament zur dritten Nationalsprache erklären zu lassen.

Was diese Aufwertung der Mundart in Wirklichkeit bedeutet, ist noch nicht abzuschätzen. Sie mag ebensosehr Bekenntnis zur Eigenstaatlichkeit sein wie ein trotziges Aufbegehren gegen die überaus starke Überfremdung. Ausgeschlossen bleibt, dass die Mundart die beiden Hochsprachen im Unterricht verdrängt. Bereits aus wirtschaftlichen Gründen, von kulturellen ganz zu schweigen, wäre das widersinnig. Es ist den Klassikern der luxemburgischen Mundartdichtung Edmond de la Fontaine, genannt Dicks, Michel Rodange und Michel Lentz, dankbar einzuräumen, dass sie dem luxemburgischen Volk das nationale Selbstbewusstsein eingesungen haben, zu einer Zeit, als die Politiker noch nicht wussten, in welche Richtung die Entwicklung ging[13]. Im Satz *«mir wölle bleiwe wat mi sin»,* hat dieser Wille zur nationalen Eigenständigkeit gegenüber Annexionsgelüsten jeglicher Art klassischen Ausdruck gefunden. Doch war damit keine Absage an die Sprachen und Kulturräume der grossen Nachbarn erteilt, mit denen das Land nach wie vor verbunden blieb und verbunden bleiben muss.

Jedoch ist noch einiges an Blockierungen abzutragen. Heute, da die Gefahr einer Annexion von Ost oder West gebannt ist, kann auch ein neues, unbefangenes Verhältnis zu den Hochsprachen wiedergewonnen werden. Diese standen bisher im Zugzwang politischer Vorentscheide und Bedrohungen. Das zeigt ein Blick auf die drei Literaturen, die sich in Luxemburg entfaltet haben. Das *lëtzeburgesch* hat seinen festen Ort als Umgangssprache und in der Mundartdichtung. Deutsch und Französisch werden gleichzeitig in den Primarschulen gelehrt; auf der Oberstufe der Gymnasien tritt eine Verschiebung zu Gunsten des Französischen ein, in

dem auch die Sachfächer unterrichtet werden. Weil diese Sprachen jedoch nicht im Alltag gesprochen werden, haftet ihnen vielfach etwas Akademisch-Steriles an. In den Bereichen von Technik und Wirtschaft wirft das keine Probleme auf; hier bietet die Zweisprachigkeit, die wegen der Mundart faktisch eine Dreisprachigkeit ist, nur Vorteile.

Weit schwerer hat es der Luxemburger Schriftsteller, der ein intimeres Verhältnis zur Sprache besitzt und in den grösseren Räumen jener Sprache ernstgenommen werden möchte, in der er sich schöpferisch ausdrückt. Hier wäre eine grössere Freiheit von Zwängen und politisch bedingten Ressentiments wünschenswert. Wer französisch schrieb, geriet in Gefahr, die französische Sprache und Kultur so schwärmerisch zu preisen, dass seine Exaltiertheit zwar von den Franzosen schmunzeln zur Kenntnis genommen wurde, ohne dass sein Schaffen besondere Beachtung fand. Wer hingegen die deutsche Sprache wählte, musste in Kauf nehmen, von einer Propaganda ausgenützt zu werden, die ihn gerne für ihre Irredentapläne einspannte, ohne dass es ihm gelang, eine nennenswerte deutsche Lesergemeinde zu gewinnen. Die luxemburgischen Verlage, in denen ein Schriftsteller publizieren konnte, führten bisher ein recht eigenbrötlerisches Dasein. Diese Isolation wäre zu überwinden, gerade angesichts der Möglichkeiten, die heute die europäische Integration bietet.

Vermittlerrolle und verpasste Chancen

Einmal konnte Luxemburg eine kulturelle Vermittlerrolle spielen: in den zwanziger Jahren, als der Stahlindustrielle Emil Mayrisch und seine Frau Aline de Saint-Hubert auf Schloss Colpach, im Bemühen um deutsch-französische Aussöhnung, europäische Intellektuelle und Künstler beider Länder einluden [14]. André Gide, Paul Claudel, Jules Romains, aber auch Walter Rathenau, Richard Coudenhove-Kalergi, Ernst Robert Curtius weilten hier zu Gast. Nach 1933 fand Karl Jaspers kurze Zeit Zuflucht in Colpach. Das war eine einmalige Konstellation: ein hochgebildetes liberales Mäzenatenpaar, das solche Begegnungen nicht nur finanzierte, sondern auch mittrug. Im gleichen Zeitraum, doch weniger spektakulär, haben zwei Luxemburger Schriftsteller, Nikolaus Welter (1871—1951) und Franz Clement (1882—1942), auf literarhistorischem Gebiet einen solchen kulturellen Brückenschlag versucht.

Manche Möglichkeiten, in den gewandelten Nachkriegsverhältnissen eine Vermittlerrolle auf kultureller Ebene weiterzuführen, wurden vertan. Allzulang haben Bürokraten in Luxemburg aus nationalem Prestige darauf bestanden, Prüfungen für angehende Gymnasiallehrer selbst abzunehmen

und die Dissertationen von einer luxemburgischen Kommission begutachten zu lassen. Die Arbeiten wurden dann magaziniert, ohne dass der verpflichtende Anreiz bestand, sie der Forschung zugänglich zu machen. Das war ein nationalistischer Zopf, der vor einem Jahrzehnt abgeschnitten wurde.

Die Chance, eine europäische Universität in Luxemburg aufzubauen, wurde vertan mit dem Argument, wenigstens während ihrer Ausbildungszeit sollten die einheimischen Studenten andere Luft einatmen. Das hörte sich gut an. Spötter meinten jedoch, dass zumindest die Juristen gerne in Pariser Biergärten zusammenhockten, um dann in Luxemburg von einem Einpauker für das Examen vor der luxemburgischen Examenskommission flott gemacht zu werden. Heute ist Luxemburg von einer Reihe von Universitäten eingekreist, die von zu Hause aus bequem zu erreichen sind: Trier, Saarbrücken, Lüttich, Brüssel, Löwen, Metz, Nancy. Eine gewisse Hoffnung könnte das 1974 gegründete Centre Universitaire bieten mit seinen drei Sektionen: Sprachen, Naturwissenschaft, Recht und Nationalökonomie. Hier bestünde die Möglichkeit, über die Vorbereitung der luxemburgischen Abiturienten auf das Hochschulstudium hinaus Akzente der Begegnung, des Austausches und der Forschung zu setzen, die von ausländischen Universitäten nicht oder ungenügend wahrgenommen werden.

Gegensätzliche Selbsteinschätzung

Wie denken die jungen Luxemburger über ihre Heimat und deren Zukunft? Zwei Stimmen von Lehramtskandidaten stellen die beiden Flügel der luxemburgischen Literatur dar, die der Literaturhistoriker Fernand Hoffmann einmal als den idealisierenden und den ironisch-sarkastischen Typus bezeichnete. Der erste sagt:

«Ich bin stolz darauf, Luxemburger zu sein. Ich liebe unsere luxemburgische Sprache und schreibe sie, wo es nur irgend angeht. Doch jetzt, wo ich darüber nachdenke, erschreckt mich das Bild, das ich mir von Luxemburg mache. Wenn ich Luxemburger sage, dann sehe ich vor mir einen alten, ruhigen, aber ziemlich kauzigen Mann, der auf der Bank vor seinem Haus, das er mit eigenen Händen baute, ausruht und seinen Enkeln und Urenkeln von den guten alten Zeiten erzählt. Warum denke ich, wenn ich an Luxemburg denke, an einen alten Mann? Vielleicht, weil ich der Meinung bin, dass es das Luxemburg, das für mich das ‹echte› Luxemburg darstellt, gar nicht mehr gibt. Was ich liebe, ist das Luxemburg von früher . . . (Luxemburg ist für mich noch immer) das Land der alten Sitten und Bräuche, der ‹Uuchten› und der unnormierten Sprache[15]*.»*

Der zweite liest seinen Landsleuten gehörig die Leviten:

«Luxemburger sein, bedeutet im Grunde genommen überhaupt nichts. Der hauptsächliche Charakterzug der Luxemburger scheint Faulheit und Trägheit zu sein. Es scheint, als hätten sie kein Vertrauen in ihren eigenen Verstand. Die vielgelobte Ruhe im Ländchen kommt nur daher, dass wir sogar zu faul sind, uns gegen flagrante Missstände aufzulehnen. In Luxemburg sitzt man entweder an den Hebeln der Macht, oder man hat überhaupt keine Meinung.»

Ein skeptisch-nüchterner Zug gehört eher zur Wesensart des Luxemburgers als französische oder rheinische Leichtigkeit. *«Un peuple épris de sécurité»,* ein Volk, das in Sicherungen verliebt ist, so hat André Heiderscheid, der derzeitige Direktor des «Luxemburger Wort» seine Landsleute definiert. Es ist tatsächlich bemerkenswert, wie rasch das spät zu Selbstvertrauen gekommene und hierin immer wieder angefochtene luxemburgische Volk seine wirtschaftliche Lage verbessert hat. Doch auch hier bleiben Unsicherheiten bestehen. Das Bankenwesen ist krisenanfällig und vermag eine Eigendynamik zu entwickeln, die dem guten Ruf des Landes abträglich sein könnte.

Rein städtebaulich haben die meisten Banken den Charakter von Luxemburg-Stadt mit ihren Kastenbauten katastrophal verändert, ohne sich der Verantwortung für Bausubstanz und Umwelt bewusst zu werden. Daneben gibt es andere Probleme: die Aufblähung des Beamtenapparates (1955 8848; 1989 über 16 000), der Rückgang der Selbständigerwerbenden, die Integration der Gastarbeiter und vor allem die Geburtenrate, weltweit eine der niedrigsten. Die anfänglich höhere Kinderfreudigkeit der eingewanderten Bevölkerung passt sich den luxemburgischen Verhaltensmustern an.

Für den europäischen Binnenmarkt 1992 ist Luxemburg besser gerüstet als für die kulturellen Aufgaben, die sich dem Lande auf dem Wege zur europäischen Einigung stellen. Die Rückbesinnung auf das Eigene, die 1989 in einer Ausstellung einen umfassenden Ausdruck fand, sichert Grundlagen. Anlass besteht weder zur Verklärung noch zur Resignation. Doch jenseits aller Jubiläen und Zentenare, für die das ausgeprägte historische Gedächtnis der Luxemburger eine Schwäche hat, müsste das Risiko neuer und weniger erprobter Wege durchgestanden werden. Hier sind die Jungen gefordert, die mit grösserer Weltoffenheit als vergangene Generationen und ohne politische und psychologische Blockierungen aufgewachsen sind.

[1] Einen Überblick über die luxemburgische Geschichte bietet das auf 4 Bände angelegte Handbuch mit weiterführender Literatur verschiedener Autoren wie Paul Margue und Gilbert Trausch. P. Margue: Luxemburg in Mittelalter und Neuzeit (10. bis 18. Jahrhundert).

Luxemburg 1974; G. Trausch: Le Luxembourg à l'époque contemporaine. Ebd. 2. Aufl. 1981; eine gute Übersicht enthält der Ausstellungskatalog De l'Etat à la nation 1839—1989 150 Joer onofhängeg. Luxemburg 1989; auf dem Niveau des gehobenen Reiseführers sind erwähnenswert Manfred Veit: Luxemburg. Heroldsberg/Nürnberg 1979 sowie das von Paul Margue u. a. herausgegebene Gemeinschaftswerk: Luxembourg. Le Puy 1984. — [2] Vgl. Georges Kiesel und Jean Schroeder (Hg.) Willibrord, Apostel der Niederlande. Gründer der Abtei Echternach. Gedenkgabe zum 1250. Todestag des angelsächsischen Missionars, Luxemburg 1989. — [3] Eingehende Studien zu dem facettenreichen luxemburgischen Nationalgefühl enthält die Zeitschrift Nos Cahiers 5 (1984), Heft 2. — [4] Heinrich v. Treitschke: Briefe, Bd. 2, hgg. v. Max Cornicelius, 1920, 213f. — [5] Gilbert Trausch: A propos du «Klepelkrich». La répression des soulèvements paysans de 1798 dans le Département des Forêts. Aspects et problèmes. In: Publications de la section historique 82 (1967) 7—245; id. Die Luxemburger Bauernaufstände aus dem Jahre 1798. In: Rheinische Vierteljahresblätter 48 (1984) 161—237. — [6] Zitiert nach G. Trausch: Le Grand-Duché de Luxembourg 150 ans d'indépendance. Privatdruck der Banque de Luxembourg, Luxemburg 1989. — [7] Emile Haag und Emile Krier: La Grande-Duchesse et son gouvernement pendant la Deuxième Guerre mondiale. 1940 l'année du dilemme. Luxemburg 1987. Georges Heisbourg: Le gouvernement luxembourgeois en exil. 3 Bde., Luxemburg 1986—89. — [8] Emile Krier: Deutsche Kultur- und Volkstumspolitik von 1933—1940 in Luxemburg. Phil. Diss. Bonn 1978. — [9] Paul Dostert: Luxemburg zwischen Selbstbehauptung und nationaler Selbstaufgabe. Die deutsche Besatzungspolitik und die volksdeutsche Bewegung. Luxemburg 1985. — [10] Joseph Maertz: Luxemburg in der Ardennenoffensive 1944/45. 8. Aufl. Luxemburg 1981. — [11] Eine wissenschaftlichen Anforderungen genügende Untersuchung dieser Auswanderung steht noch aus. Vgl. die Angaben von G. Trausch in dem in Anm. 1 erwähnten Ausstellungskatalog. — [12] Fernand Hoffmann: Sprachen in Luxemburg. Sprachwissenschaftliche und literarhistorische Beschreibung einer Triglossie-Situation. Wiesbaden 1979; ders.: Zur Lage der deutschsprachigen Literatur in Luxemburg. In: Rheinische Vierteljahresblätter 52 (1988) 210—220. — [13] Fernand Hoffmann: Geschichte der Luxemburg Mundartdichtung, 2 Bde., Luxemburg 1964—67. — [14] Les Mayrisch — L'apport et le rayonnement européen d'une famille luxembourgeoise. Catalogue de l'exposition du 28 novembre 1980 au 4 janvier 1981. Luxemburg 1980. — [15] Zitiert nach einer Umfrage von F. Hoffmann in: Nos Cahiers 5 (1984) 228 und 233. — [16] André Heiderscheid: Les Luxembourgeois un peuple épris sécurité. Luxembourg 1970.